

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 110 (2016)
Heft: 7-8

Artikel: Einheitslohn und kein Chef : die Wochenzeitung WOZ organisiert sich seit über dreissig Jahren basisdemokratisch
Autor: Dyttrich, Bettina / Suter, Lotta
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einheitslohn und kein Chef

Die Wochenzeitung WOZ organisiert sich seit über dreissig Jahren basisdemokratisch

Die Neuen Wege wollten wissen, wie es zur genossenschaftlichen Gründung der WOZ kam und ob Grundsätze von damals heute noch gelten. Ein E-Mailaustausch zwischen zwei Journalistinnen unterschiedlicher WOZ-Generationen.

WIRTSCHAFTS
—**DEMOKRATIE**

Liebe Bettina,

die Redaktion der *Neuen Wege* hat mich gebeten, die WOZ-Genossenschaft zu porträtieren. Ich antwortete, dass ich zwar die Pionierzeit Anfang der 1980er-Jahre gut kenne, jedoch 1997 in die USA ausgewandert und seither bloss noch einen Aussenblick habe. Für ein zeitgemässes Bild braucht es jemand aus der jetzigen MacherInnen-Generation, finde ich. Machst du mit, Bettina?

Für uns kam bei der Gründung 1981 nur die Organisationsform der Genossenschaft in Frage. Das hatte mit unserem historischen Bewusstsein – und auch mit einer Prise Sozialromantik à la Ken Loach – zu tun: Wir fühlten uns der ArbeiterInnenbewegung des 20. Jahrhunderts verbunden, und wir hielten viel von der Selbstverwaltungsidee und Basisdemokratie. Auch im Wirtschaftssektor. Für dieses Ziel borgten wir Geld bei Familie und FreundInnen. Dafür schufteten wir bis zum Umfallen, so wie das übrigens auch viele stockbürgerliche KMU-GründerInnen tun.

Wenn ich mich richtig erinnere, sorgten sich vor allem etwas bessergestellte Mitglieder des Kollektivs um die Solidarhaftung, die der Organisationsform Genossenschaft eigen ist. Wir andern hatten nicht viel zu verlieren, beziehungsweise riskierten in jugendlichem Übermut das wenige, was wir hatten – entgegen dem Rat unserer wohlmeinenden Bekannten, die dem Projekt absolut keine Überlebenschance gaben. Mit einem absoluten Minimum an Strukturen legten wir im Sommer 1981 los und produzierten ab Oktober jede Woche eine Zeitung. Einer der wenigen Beschlüsse der ersten Stunde war der Einheitslohn: Jedes Kollektivmitglied erhält für seine Arbeit gleich viel Geld, egal ob er oder sie das Telefon an der Réception abnimmt oder die Produktion des Blattes leitet. Und so geschieht es erstaunlicherweise noch heute.

Mich würde interessieren, ob dieser Einheitslohn in jüngster Zeit diskutiert

wurde? Machte er für dich von allem Anfang an Sinn? Und hat es bei deinem Eintritt in die WOZ noch eine Rolle gespielt, dass der Betrieb genossenschaftlich organisiert ist? Bin auf deine Sicht der Dinge gespannt.

Herzlich
Lotta

Liebe Lotta,

ich mache gerne mit. Ich finde es immer spannend, den eigenen Betrieb zu analysieren und besser verstehen zu lernen. Die WOZ hat sich sicher stark verändert seit der Gründung – nur schon in den letzten fünfzehn Jahren, seit ich dabei bin, ist vieles anders geworden. Ich bin im Januar 2001 als Korrektorin zur WOZ gekommen. Bald habe ich angefangen, Konzerthinweise zu schreiben, ab 2003 betreute ich den Veranstaltungskalender und bin seit 2005 im «Schweiz»-Resort.

Ja, für mich war es immer wichtig, dass die WOZ eine selbstverwaltete Genossenschaft ist. Und den Einheitslohn halte ich für das Kernstück der Sache: Damit zeigen wir, dass wir alle Arbeiten gleich wichtig finden. Es würde unsere Beziehungen im Betrieb sofort verändern, wenn wir Lohnstufen einführen würden.

Gleich in meinem ersten Jahr gab es eine Diskussion über den Einheitslohn: Der Verlag hatte eine Stelle für die Inseratakquisition ausgeschrieben und fand niemanden, der für unseren Lohn – damals waren es 3900 Franken brutto für eine Hundertprozentstelle – kommen wollte. Wir haben dann beschlossen, dem Wunsch Kandidaten 1000 Franken mehr anzubieten. Wir haben sehr gut mit ihm zusammengearbeitet, und später hat er seinen Lohn freiwillig auf den Einheitslohn reduziert. Inzwischen ist unser Lohn sogar über seinem damaligen, bei 5000 Franken. Seither gab es, soviel ich weiss, keine grossen Diskussionen mehr über den Einheitslohn.

Meine Frage an dich: Genossenschaft,

Einheitslohn und kein Chef – gehörte das für euch bei der Gründung der WOZ zusammen? Es gibt ja auch Genossenschaften mit Chef und ohne Einheitslohn. Das eine gehört nicht unbedingt zum anderen.

Herzliche Grüsse
Bettina

Oh doch, Bettina,

für uns gehörte dies alles zusammen und noch viel mehr. Unser Kratten war mit Idealen prall gefüllt: Nebst Einheitslohn und Solidargemeinschaft passten auch die Entscheidungsfindung per Vollversammlung und eine weitgehend selbstbestimmte Jobdefinition hinein. Alle

Plakat von René Gilsi für den Schweizerischen Gewerkschaftsbund gegen die Neuordnung des Finanzhaushalts des Bundes von 1950, die mit über 64 Prozent verworfen wurde. ©SozArch



Mitglieder und alle Arbeiten des Kollektivs sollten gleich viel wert sein, alle sollten alles machen dürfen – und können. Das war natürlich zu schön, um realistisch zu sein. Es gab von der ersten Stunde an Leute, die sich ausschliesslich um die Administration und Finanzierung der Zeitung kümmerten. Sehr bald gab es auch einen professionellen Putzdienst, der die verrauchten Räume nach Büroschluss reinigte.

Auch im redaktionellen Kerngeschäft haben wir mit der Zeit mehr Strukturen eingeführt. Das führte zu harten Diskussionen – und ein paar launigen WOZ-Organigrammen. Als wir die in den meisten Zeitungen übliche Aufteilung in Redaktion und Produktion einführten, taufte wir – als Hommage an das damals noch aktuelle Blockdenken – die entsprechenden Führungspersonen AMI und RUSS (sorry, dazu gibt es keine feminisierte Form). AMI stand für «Alle Möchten Immer», also für die kreativ-inhaltlichen Visionen. RUSS bedeutete «Radikale Umsetzung Sämtlicher Sitzungen», also den harten Boden des Zeitungsalltags.

Nach meiner langen Zeit bei der WOZ hat mich an anderen Orten nichts mehr genervt als Chefs mit viel Macht und wenig Wissen und Verstand. Ich kenne meine eigenen journalistischen Grenzen und lerne bis heute gerne von andern Leuten, die mehr wissen. Aber ich kann es nicht ertragen, sinnlos herumbefohlen zu werden, nur weil einer das kann. Mein antiautoritärer Reflex wurde sicher in meinen gut sechzehn Jahren im WOZ-Kollektiv gestärkt.

Wie sieht das eigentlich heute aus? Sind die WOZlerInnen immer noch so eigenwillig, selbstbestimmt und ein wenig kratzbürstig, wenn es ums Unterordnen oder nur schon um eine Neuordnung des Kollektivs geht? Und noch eine ganz andere Frage: Wie ist heute das Verhältnis der WOZ zu politischen Gruppierungen und sozialen Bewegungen? In den ersten Jahren ging es ja bei uns

manchmal ziemlich heiss zu und her, und die Redaktion musste sich mit einer Forumsseite, der sogenannten «Prärie», behelfen, sonst hätten zum Beispiel die Szenen-Auseinandersetzungen um den bewaffneten Kampf die WOZ-Genossenschaft zu sprengen vermocht.

Das fragt dich
dein WOZ-Fossil Lotta

Liebe Lotta

Das mit den Chefs stimmt! Ich könnte gar nicht mehr mit einem Chef arbeiten, glaube ich. Natürlich benehmen sich manchmal auch WOZlerInnen autoritär. Aber es ist etwas völlig anderes, wenn man/frau formal gleichgestellt ist, sich also auch wehren kann.

Ein bisschen erstaunt bin ich aber, dass du das Wort «unterordnen» brauchst. Wie meinst du das genau? Unterordnen sollten wir uns ja gerade nicht müssen, wenn wir demokratisch organisiert sind. Vielleicht kommt es heute seltener vor, dass «Unterlegene» nachgeben müssen, weil wir seltener knappe Mehrheitsentscheide treffen. Wenn Geschäfts- oder Redaktionsleitung merken, dass eine Vorlage stark umstritten ist, ziehen sie diese meistens zurück und überarbeiten sie. Auch sonst geht es weniger hitzig zu und her als noch vor zwölf, fünfzehn Jahren. Da hat immer wieder mal ein Redaktor (es waren wirklich immer Männer, soweit ich mich erinnere) ein Papier geschrieben, wie die WOZ sein müsste. Das hat schon lange niemand mehr gemacht. Ich glaube, das gegenseitige Vertrauen ist heute grösser.

So ganz kann ich mir immer noch nicht vorstellen, wie ihr in den ersten WOZ-Jahren gearbeitet habt. Hattet ihr auch den Anspruch, dass alle redaktionell tätig sind und Artikel schreiben? Und alle bei der Buchhaltung mitreden? Wenn wir heute Besuch zum Beispiel von Schulklassen haben, ist das meistens die erste Frage: Wie geht das, wenn alle überall mitreden? Aber das ist ja überhaupt nicht mehr so. Die Abteilungen

sind sehr autonom, der Verlag redet der Redaktion nicht rein, und Vollversammlungen machen wir nur, wenn etwas wirklich den ganzen Laden betrifft, zum Beispiel Löhne oder Budget. Oder auch wenn die Werbeabteilung eine neue Kampagne plant, da müssen schon alle dahinterstehen können.

Du hast noch nach dem Verhältnis zu Politgruppen und Bewegungen gefragt. Ich finde, in den letzten Jahren waren wir im Schweiz-Ressort fast ein bisschen zu weit weg von ausserparlamentarischen Bewegungen, dafür manchmal ein bisschen zu nah an SP und Juso. Das hat wohl auch damit zu tun, dass bewegungspolitisch wenig los ist. Aber ausserparlamentarische Projekte und Ideen, von Feministinnen an der Uni bis zu StadtgärtnerInnen, könnten meiner Meinung nach öfter in der Zeitung vorkommen.

Wir diskutieren immer wieder mal über die Frage, wie sehr wir Journalismus mit einer gewissen (natürlich sehr relativen) Objektivität machen wollen und wie sehr politische Intervention. Da gehen die Meinungen auseinander. Einig sind wir uns allerdings darin, dass wir nicht einfach Sprachrohr sein wollen. Die letzte grosse WOZ-Kampagne war jene gegen die «Durchsetzungsinitiative», die wir selbst geplant und gestaltet haben, nicht zusammen mit irgendeinem Komitee.

Herzliche Grüsse
Bettina

Liebe Bettina,
zugegeben, «unterordnen» war eine unglückliche Wortwahl. Was ich meinte: Kompromisse schliessen, die eigene Meinung für einmal zurückstellen und eine andere Ansicht gelten lassen. Wenn das alles heute so easy läuft, wie du das beschreibst, ist es ja gut. Ich denke nicht, dass wir uns in den ersten Jahren wegen mangelndem Vertrauen lautstark um die Richtung der WOZ gestritten haben, überhaupt nicht. Wir waren erst dabei,



die linke Wochenzeitung zu definieren.

Unsere Arbeitsteilung war am Anfang rudimentär. Wir mussten erst sinnvolle Einzelbereiche entwickeln. Doch wer schreibt/redigiert und wer nicht, war immer schon klar. Die grössere Autonomie der Abteilungen – nicht bloss von Verlag und Redaktion, sondern auch die Selbständigkeit der einzelnen redaktionellen Ressorts – hat immer zwei Seiten: Sie kann sehr effizient sein, aber auch bürokratischer. Und intellektuell besteht immer die Gefahr des «Gärtlidenkens».

Die politische Landschaft der Schweiz ist heute gerade bei der Linken ziemlich anders als vor zwanzig, dreissig Jahren. Doch soweit ich sehe, hat sich am Verhältnis der WOZ zum politisch bewegten Umfeld nichts grundsätzlich ge-

*Plakat von Heiner Bauer zur Einführung der 44-Stunden-Woche, 1958, die mit 65 Prozent Neinstimmen verworfen (!) wurde.
©LV*

ändert. Heute noch müssen WOZ-JournalistInnen ihr Selbstverständnis immer wieder neu bestimmen. Du hast Objektivität und Intervention gegeneinandergestellt. Mit gefällt immer noch der Begriff des «anwaltschaftlichen Journalismus», bei dem ich eine Sympathie haben darf, mich aber um möglichst umfassende Wahrheit bemühe. An reiner Hofberichterstattung war ich selber nie interessiert, dann könnte ich mich ja gleich als Pressesprecherin bei der entsprechenden Gruppe melden.

Meine vorläufig letzte Frage an dich: Wir beiden «traditionellen Journalistinnen» kennen die sowohl inhaltlichen wie finanziellen Probleme der schönen neuen Medienwelt. Wie siehst du die WOZ in fünf oder zehn Jahren? Und wie deine eigene journalistische Zukunft?

Gespannt warte ich auf deine Zukunftsvisionen,

Lotta

Liebe Lotta

Wie wir mit der Digitalisierung umgehen sollen, darüber diskutieren wir oft. Bisher sind wir uns ziemlich einig, dass wir unsere Energie hauptsächlich in die Printzeitung stecken wollen und sie gegenüber der Website Vorrang hat. Aber einige Spezialitäten bietet die Website schon: letztes Jahr zum Beispiel Blogs zu den Wahlen in Griechenland und zur Klimakonferenz. Und wenn wir auf einen Artikel besonders hinweisen wollen, drehen wir auch mal ein Filmchen dazu.

Bei der Frage, wie viele Artikel wir online stellen, haben wir einen guten Kompromiss gefunden: Wenn die Zeitung erscheint, sind es nur ein paar wenige – wir wollen ja, dass das Blatt gekauft wird. Im Lauf der Woche kommen dann aber mehr dazu, und nach einem Monat ist der gesamte Inhalt online. Das heisst, wir bieten ein umfassendes kostenloses Archiv an. Und AbonnentInnen können die Zeitung heute auch digital herunterladen. Wer sie nur digital

will, könnte das Papier auch abbestellen, das ist aber noch nie vorgekommen.

So sind wir gar nicht so schlecht aufgestellt, denke ich. In Zukunft wird sicher noch mehr auf digitalen Geräten gelesen, aber ich glaube nicht, dass die Zeitung auf Papier ganz verschwinden wird.

Die grosse Herausforderung bleibt es, den LeserInnen zu vermitteln, dass guter Journalismus nicht gratis ist. Bisher gelingt das ganz gut, und das Crowdfunding haben wir ja mit der Gründung des Vereins ProWOZ schon 1984 erfunden. Aber sicher müssen wir dranbleiben, gerade bei jungen LeserInnen, die mit Gratisinhalten aufgewachsen sind.

Meine journalistische Zukunft ist nicht spektakulär, da muss ich dich leider enttäuschen ... Ich möchte einfach bei der WOZ bleiben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich irgendwo sonst so viel journalistische Freiheit habe, so viele Themen verfolgen kann, die mich faszinieren, und mit so vielen spannenden Leuten zusammenarbeiten kann. Das klingt jetzt fast zu schön, um wahr zu sein. Aber so ist es wirklich. Ich fühle mich unglaublich privilegiert.

Eine Idee, die das von dir erwähnte Gärtlidenken betrifft, habe ich für die WOZ: Ökologie und Landwirtschaft sind zwei meiner Lieblingsthemen, und manchmal denke ich, dass wir eine ressortübergreifende Ökologieabteilung haben sollten – statt diese Themen aufzusplitten in die Ressorts Schweiz, International und Kultur/Wissen. Einen solchen Posten könnte ich mir gut vorstellen für meine Zukunft. Aber ob und wie sich das umsetzen lässt, weiss ich auch nicht.

Ich hoffe, wir treffen uns bald wieder «live»!

Bettina



*Bettina Dyttrich, *1979, ist Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. Ihre Schwerpunkte sind Ökologie, Landwirtschaft und Gesellschaftspolitik. Sie ist Autorin von «Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz» (vgl. NW 2/16). Sie lebt in St. Gallen und Kehrsatz BE.*

bdyttrich@woz.ch

*Lotta Suter, *1952, ist Mitbegründerin und langjährige Redakteurin der Wochenzeitung WOZ. Die Autorin und ehemalige Auslandskorrespondentin lebt seit kurzem wieder in den USA und gestaltet ihr publizistisches Umfeld nach eigenem Gutdünken.*

lsuter@woz.ch